

6. Wieland und die Weltliteratur

6.1. Antike

Zur Bedeutung der Antikerezeption im 18. und frühen 19. Jahrhundert

Das griechische und römische Altertum ist über lange Zeit Gegenstand und Vorbild künstlerischer Gestaltungen, theoretischer Überlegungen und zeitkritischer Reflexionen gewesen. Dabei kam es in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu charakteristischen Neuansätzen, die die europäische Kultur bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein prägten und die namentlich in Deutschland zu einem Höhepunkt der Antikerezeption führten. Nachdem in der *Querelle des anciens et des modernes* die Frage nach dem Vorrang der alten oder der neueren Kultur erbittert, tiefgreifend und differenziert debattiert worden war, leitete insbesondere Johann Joachim Winkelmann eine intensive Beschäftigung mit der antiken Kunst ein. Teils bei ihm selbst, teils bei Zeitgenossen und Vertretern der nachfolgenden Generationen lässt sich eine deutliche Akzentverlagerung von Rom zu Griechenland (v.a. zu Homer und zum Athen der Perikleischen Zeit) und damit vom politischen zum allgemeinemenschlichen und kulturellen Bereich erkennen. An die Stelle musterhafter Regeln und Werke der Kunst trat immer stärker die Beispielhaftigkeit des Lebens, der Geschichte, der Kultur und des Mythos – also der Antike als einer ganzheitlichen Erscheinung –; aus einer normativen Sicht, die auf eine *imitatio* von *exempla* sowie auf die Verbindlichkeit des Stils und der literarischen Gattungen zielte, wurde eine historisch-methodische Sicht, die sich an Modellen orientierte und v.a. Stoffe und Motive aufgriff. Es finden sich Tendenzen zur Verklärung und Idealisierung des Altertums, zum Absehen von dessen Härten und Widersprüchen, zu einer bewussten Milderung und Humanisierung – doch es offenbart sich auch eine ständige Spannung zwischen Verabsolutierung und Einsicht in die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit der Antike, zwischen der Ehrfurcht vor der Vollendung der alten und dem Bestehen auf der Eigenständigkeit der modernen

Kunst, zwischen Klassizismus und Historisierung.

Grundzüge des Wielandschen Antikebildes

Innerhalb der neuzeitlichen europäischen Antikerezeption – v.a. in Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts – kommt dem Schaffen Wielands eine große Bedeutung zu. Von früh an eng mit der griechischen und römischen Kultur, insbesondere der Literatur, vertraut, hat er in einem Zeitraum von sechs Jahrzehnten ein Werk geschaffen, das in hohem Grade von der Antike bestimmt war. Daran hatten gleichermaßen der Dichter wie der Übersetzer, der Publizist wie der Briefschreiber Anteil.

Wieland ist einerseits Glied eines großen geistigen Entwicklungsprozesses – und er hat andererseits ganz spezifische, nur ihm eigene Züge. Er war zeitlebens ein Verehrer des Altertums und äußerte sich mehrfach im Sinne des von Winkelmann begründeten Griechenlandbildes – und er wusste zugleich von fragwürdigen Eigenschaften der ›Alten‹ und vermied jeden enthusiastischen Überschwang. In seinem Verhältnis zur Antike zeigt sich eine weltoffene, souveräne und urbane, aber auch eine skeptisch-ironische Haltung, und in seinem Schaffen herrscht ein heiter-überlegenes Klima, das gleichermaßen auf einer inneren Wesensverwandtschaft wie auf einem Gespür für Distanz beruht.

Gemeinsamkeiten mit allgemeinen Merkmalen der ›klassischen‹ deutschen Antikerezeption erkennen wir darin, dass Wieland mehr das antike Leben als die antike Kunst im Blick hatte, dass er stärker den kulturellen als den politischen Leistungen der ›Alten‹ zugetan war, dass die Rezeption der griechischen die der römischen Antike überwog und dass er die alten Mythen und geschichtlichen Vorgänge humanisierte. Auch die antiken Gattungsnormen sind für ihn nicht mehr verbindlich: Statt des Homerischen Großepos bevorzugt er Verserzählung und Epyllion, statt der Euripideischen Tragödie das Singpiel – und als wichtigste Gattung erweist sich für ihn der in der

Antike nicht zur Literatur zählende Roman. Politische Fragestellungen in griechischen Sujets sind eingebettet in allgemeinere Probleme der Lebensführung, und innerhalb der Rom-Rezeption liegt der Akzent keineswegs auf staatlichem, sondern auf individuellem Gebiet. Seine Romane sind ausschließlich, seine anderen Dichtungen vorwiegend in Griechenland angesiedelt. Seine Neugestaltungen sind oft gegenüber den Vorlagen abgemildert – und auch dort, wo er ironisiert und parodiert, kommt selten die ganze Härte der Geschichte zum Ausdruck.

Dabei zeigt sich, dass Wieland zwar eine umfangreiche und bedeutende Essayistik und Publizistik verfasst hat, dass diese aber meist aus konkreten Anlässen hervorgegangen ist und dass er – im Vergleich zu Winckelmann, Lessing, Herder, Schiller oder Humboldt – nicht auf eine übergreifende und programmatische Theoriebildung zielte. So finden wir kaum explizite Äußerungen zur *Querelle*. Auch war er weniger von der bildenden Kunst als von der Literatur und der Philosophie bestimmt.

Neben dieser in seiner Persönlichkeitsstruktur und in den Spezifika seiner literarischen Veranlagung wurzelnden Besonderheit zeigt Wieland jedoch auch deutliche Unterschiede zu der auf Winckelmann zurückgehenden Sicht auf das Altertum. Trotz seiner Vorliebe für Griechenland übte er keine Abstinenz gegenüber der römischen Kultur. Hierin ist er am ehesten Lessing vergleichbar, während bei Winckelmann und Herder die Entgegensetzung von Griechen und Römern überwog, Hölderlin und Humboldt sich fast ausschließlich an den Griechen orientierten und auch Goethe nur einzelnen lateinischen Dichtungen gegenüber empfänglich war. Seine Vorliebe galt nicht dem Perikleischen Zeitalter oder früheren Phasen der Entwicklung Griechenlands (Homer, Solon), sondern den nachperikleischen Jahrzehnten am Ende des fünften und zu Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. sowie dem ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr., also nicht-klassischen Epochen der griechischen Geschichte. Vor allem aber führte seine Verehrung für die ›Alten‹ weder zu deren Verklärung und Idealisierung noch zu den utopischen Selbsttäuschungen vieler Zeitgenossen.

Wielands Antikeverhältnis ist nicht auf einen Grundzug zu reduzieren, sondern erweist sich als äußerst vielschichtig. So gilt sein Interesse sowohl dem Sokrates als auch dem Materialisten Demokrit, dem Kyniker Diogenes wie dem Kyrenaiker Aristipp. Dieses Antikebild kann sowohl sinnenfeindlich-moralisierende wie erotisch-frivole, sowohl idyllische wie satirische Züge tragen. Neben ausgesprochenen Bekenntnissen zur Vorbildlichkeit der ›Alten‹ stehen deutliche Zurückweisungen dieser Vorstellung. Abgesehen davon, dass manche dieser Äußerungen situationsbedingt waren, sind die Spannungen und Widersprüche zum einen in den Spezifika der jeweiligen literarischen Gattung (in den Versen offenbaren sich eher affirmative, in den Romanen kritisch-distanzierende Züge), zum anderen aber in der Entwicklung Wielands begründet, die zum Teil beträchtliche weltanschauliche und ästhetische Wandlungen aufweist.

Entwicklungslinien in Wielands Antikebild

In Wielands Beziehung zur Antike lässt sich folgende allgemeine Tendenz erkennen: Nachdem im Werk der 50er und 60er Jahre bei einem relativ freien Umgang mit den Stoffen bekenntnis-hafte Züge überwogen, finden wir in den 70er, 80er und frühen 90er Jahren eine Distanzierung von dem Winckelmannschen Antikebild und eine Dominanz des Satirischen. War bis dahin die Antike in Wielands Schaffen ein – wenn auch herausragender – Bereich unter anderen gewesen, so wurde sie danach geradezu dominant. Dies führte zugleich gegenüber den früheren Phasen zu einer stärker historisierenden Behandlung der Stoffe. Allerdings behielt Wieland die differenzierte Betrachtungsweise bei und vermied jegliche klassizistische Idealisierung.

Tübingen und die Schweizer Jahre

Wielands Frühwerk aus den 50er Jahren hat einen ausgesprochen moralisierenden Charakter. In der Tübinger Zeit bevorzugte er Lehrgedicht und lehrhafte Dichtung (s. Kap. III.2.). In *Anti-Ovid oder die Kunst zu lieben* (1752) wollte er sich von der erotischen Poesie des spätaugusteischen Dichters und der Anakreontiker abgrenzen; in

Die Natur der Dinge (entstanden 1751, erschienen 1753) versuchte er mit den künstlerischen Mitteln des Lukrez dessen materialistische Philosophie zu widerlegen. Dabei berief er sich auf Platon, Aristoteles und Cicero – drei Philosophen, von denen später für ihn nur noch Cicero (und dieser nicht in seinen philosophischen Schriften) von Bedeutung blieb. Auffallend ist allerdings, dass der Dichter sich bereits in den *Zwölf moralischen Briefen in Versen* (1752) ausdrücklich nicht zur stoischen Tugend und zu Politikern wie Alexander, Caesar und Brutus, sondern zu Sokrates, Epikur, Cicero und Horaz bekannte Autoren, denen bzw. deren Geistesverwandten zeitlebens seine Sympathie gehörte.

Aus den Schweizer Jahren stammen das ›unvollendete Heldengedicht‹ *Cyrus* (entstanden 1756/57, erschienen 1759), in dem – in Anlehnung an Xenophons *Kyrupädie* – der Titelheld als großer und tugendhafter Feldherr, als Ideal eines vollkommenen Herrschers geschildert wurde, und *Araspes und Panthea. Eine moralische Geschichte in einer Reyhe von Unterredungen* (im Wesentlichen 1756/57 verfasst, veröffentlicht 1760): ein ebenfalls im Umkreis des persischen Fürsten vom Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. spielendes Fragment, in dem sich zumindest die Möglichkeit eines harmonischen Ausgleichs zwischen Tugend und Sinnlichkeit andeutet. Bereits in der zweiten Hälfte der 50er Jahre ist Wieland durch seine und Winckelmanns Schweizer Freunde mit dessen Frühschrift *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst* (1755) vertraut geworden. Insbesondere auf den Satz von der ›edlen Einfacht‹ und der ›stillen Größe‹ der griechischen Kunstwerke hat er mehrfach in seinen Briefen, in seinem Vortrag *Geschichte der Gelehrtheit* (1757) und sogar in seinem Drama *Lady Johanna Gray* (1758) angespielt. Allerdings deutet sich in dem erwähnten Vortrag bereits eine differenziertere Sicht auf die antike Geschichte an.

Biberach

Ein Verehrer Winckelmanns blieb Wieland in seiner Biberacher Zeit, in der er sich von der moralisierenden Poesie des vergangenen Jahrzehnts gelöst hatte und eine intellektuell wie künstle-

risch eindrucksvolle Rokokodichtung schuf. Die *Comischen Erzählungen* (1765; s. Kap. III.4.1.) sind witzige Mythentvestien, die auf eine ironisch-elegante, mitunter derbe, burleske und frivole – von nicht wenigen Zeitgenossen als ›wollüstig‹ empfundene – Art die erotischen Verwicklungen von Göttern und Heroen schildern, die Begrenztheit moralischer Normen aufzeigen und einen toleranten Umgang mit menschlichen Schwächen empfehlen. In der bedeutendsten dieser Verserzählungen – *Endymion* (später unter dem Titel *Diana und Endymion*) – stellt er ein sinnlich erfülltes Leben heraus und erhebt zugleich den Konflikt zwischen empfindsamer Erotik und bloßer Triebbefriedigung in geradezu tragische Dimensionen.

Höhepunkt der Versdichtung aus der Biberacher Zeit ist *Musarion oder Die Philosophie der Grazien* (1768; s. Kap. III.4.2.), eine Mischung von Lehrgedicht, Erzählung, Komödie und Idylle. In dieser Dichtung wird jegliche dogmatische Philosophie, sei es ein rigoroser Stoizismus, sei es ein schwärmerischer Pythagoreismus, *ad absurdum* geführt und das Ideal einer natürlichen, geselligen und heiteren Lebensfreude verkündet, in der Sinnlichkeit und Tugend eine Einheit bilden. Goethe schrieb darüber in *Dichtung und Wahrheit*: ›Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles was in Wielands Genie plastisch ist, zeigte sich hier auf's vollkommenste‹ (WA I, 27, 91). Zwar bestehen deutliche Unterschiede zwischen dem auf individueller Liebe gegründeten Antikebild dieses Werkes und Winckelmanns Verherrlichung der griechischen Freiheit als der Voraussetzung für die Schönheit der griechischen Kunst – aber beide Autoren sehen im Altertum Modelle eines vorbildlichen menschlichen Zusammenlebens und faktische Gegenbilder zur eigenen Zeit.

In Biberach schrieb Wieland von 1761 an den Roman *Geschichte des Agathon*, der 1766/67 in erster Fassung erschien (s. Kap. III.5.1.4.). Er spielt in einer stilisierten Antike des späten fünften und frühen vierten Jahrhunderts v. Chr. und ist, insgesamt gesehen, in seiner Schilderung moderner Konflikte zwischen Schwärmerei und Desillusionierung, des Schwankens zwischen seelischer und sinnlicher Liebe und der skeptisch-

nüchtern registrierten Diskrepanzen zwischen einer humanistischen Gesellschaftskonzeption und den inhumanen Realitäten weniger auf Idealisierung ausgerichtet als die Versdichtung *Musarion*. Wieland zeigt gleichermaßen die enttäuschenden Unvollkommenheiten des priesterlichen Delphi wie des demokratischen Athen und des ›absolutistischen‹ Syrakus auf und lässt erstmals in größerem Maße eine Distanz zu Platon erkennen. Dennoch scheinen sich in Tarent Elemente eines vernünftigen Staatswesens entwickelt zu haben – wenn auch die utopische Harmonie sich als vage und ironisch gebrochen erweist und der (später noch zweimal überarbeitete) Roman im Grunde ohne echte Lösung bleibt.

Die Ablehnung eines religiösen oder philosophischen Dogmatismus und die Suche nach einer souveränen Lebenshaltung, wie sie sich in *Agathon* und *Musarion* niedergeschlagen haben, gehören seit der Biberacher Zeit zu den Konstanten des Wielandschen Schaffens – und dies schließt nicht zuletzt eine permanente Distanzierung von Platon in sich ein.

Erfurt

Das Hauptwerk der Erfurter Zeit ist der Roman *Sokrates mainomenos oder die Dialogen des Diogenes von Sinope* (1770; s. Kap. III.5.1.5.), in dem das Ideal einer harmonischen Persönlichkeit und eines aufgeklärten Weltbürgers nur in der Gestalt eines Mannes verwirklicht werden kann, der als ein eigenwilliger und weiser Sonderling außerhalb der sozialen Ordnung steht und auf gesellschaftliche Rücksichten verzichten kann. Durch Diogenes, den bekanntesten aller Kyniker, führt Wieland die Kritik an dogmatischen Systemen und Utopien weiter. Der Philosoph analysiert scharfsinnig die Schwächen seiner Zeit und prophezeit eine Umwälzung, lehnt es aber ab, eine Utopie in der Art der Platonischen *Politeia* zu konzipieren, und zweifelt daran, ob ein künftiger Staat gerecht bleiben werde.

Aus der Erfurter Zeit stammen auch das aufklärerisch-optimistische *Traumgespräch mit Prometheus* (1770; s. Kap. II.3.), in dem der Schriftsteller gegen Rousseaus Abwertung des Titanen polemisiert, und eine schon in Biberach einsetzende rokokohafte ›Kleinkunst‹. In dieser werden

u.a. anhand des Pygmalion-Motivs die Rolle der Kunst und in Anlehnung an die Erzählung des Apuleius von Amor und Psyche der Konflikt zwischen Natur und Schwärmerei reflektiert. In der Verserzählung *Die Grazien* (1770) – in der im Übrigen der Gedanke anklingt, dass die Zeit zwischen Perikles und Alexander ein ›Goldenes Zeitalter‹ gewesen sei – behandelt Wieland das Thema einer geselligen Philosophie und setzt Sokrates, Horaz und Lukian miteinander in Beziehung.

Kontroversen um Herakles

Zu Beginn der Weimarer Zeit – also in jenen Jahren, in denen Wieland als Prinzenenerzieher tätig war – entstanden einige Werke in der höfisch-geselligen Gattung der Singspiele, unter denen zwei Herakles-Stücke herausragen: die von Christoph Willibald Gluck angeregte *Alceste* (1771) und zum 16. Geburtstag des Erbprinzen Carl August die dramatische Kantate *Die Wahl des Herkules* (1773) (s. Kap. III.3.2.2.). Sie erhellen schlagartig Wielands Position in den literarischen Debatten und Kontroversen dieser Jahre. In *Die Wahl des Herkules* griff der Autor die von dem Sophisten Prodikos erfundene und von Xenophon überlieferte Allegorie von Herakles am Scheideweg auf, die sich in Renaissance und Barock großer Beliebtheit erfreut hatte. Dabei hat er zwar die tradierte starre Entgegensetzung von Tugend und Laster verinnerlicht und psychologisch vertieft, den Herakles nicht als einen souveränen Herrscher, sondern als einen schwankenden Menschen in seinen inneren Kämpfen gezeichnet, der nicht durch Geburt Fürst ist, sondern durch Einsicht Fürst wird und dem für seine künftige Regierung gleichsam bürgerliche Zielvorstellungen nahegelegt werden – aber trotz aller Auflockerungstendenzen steht dieses Herakles-Bild letztlich im Rahmen einer höfisch gebundenen Aufklärung und war für die Dichter der folgenden Generation nicht mehr akzeptabel. Der Streit entfachte sich allerdings an dem früheren Stück, *Alceste*, dem ein ebenso empfindsames und verinnerlichtes Herakles-Bild zugrunde lag, und namentlich an den *Briefen an einen Freund über das deutsche Singspiel ›Alceste‹* (s. Kap. II.2.4.), in denen Wieland, gleichsam im Ton seiner moralisierenden Poesie aus den 50er Jahren, die kraftvolle

Herakles-Gestalt aus der Euripideischen *Alkestis* als »ungezogen« kritisiert und ausgeführt hatte, dass erst er es vermocht habe, dem »Herkules die Grösse zu geben, die einem Göttersohne zukömmt«, und einen Helden auf die Bühne zu stellen, »der für die Tugend alles thut, alles wagt« (AA I, 9, 384f.). Goethe hat 1773 in der Farce *Götter, Helden und Wieland* nicht nur das Herakles-Bild Wielands persifliert (»Als wohlgestalter Mann, mittlerer Größe tritt mein Hercules auf«, WA I, 38, 31), sondern grundsätzlich dessen antikisierende Dichtungen abgelehnt. Nach und nach hat Wieland dann die Gattung der Kleinepen und Singspiele aufgegeben. Ihren Abschluss bildete der u.a. von Heliodor und Achilleus Tatios beeinflusste *Oberon* (1780; s. Kap. III.4.5.).

Kritik und Satire

Die faktische Abkehr vom Euripideischen Vorbild zugunsten moderner Fragestellungen in der *Alceste* leitete nicht zuletzt zu einer gewissen Distanzierung von der Antike und vom Winckelmannschen Griechenlandbild über – zunächst im *Teutschen Merkur*. Zwar heißt es noch 1773, in deutlicher Abgrenzung von Klopstock und dem Göttinger Hain, in den »Anmerkungen und Zusätzen des Herausgebers« zu Christian Heinrich Schmidts Artikel *Ueber den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses*, dass die modernen Dichter sich nicht an den Barden orientieren und »die alten Celten, Germanen, Gothen und Wandalen zum Vorbild nehmen« sollen:

Sind die Griechen nicht wirklich die Lehrmeister aller übrigen polizierten Völker der alten Welt gewesen? Haben wir neuern Europäer ihnen weniger zu danken als die ehemaligen Römer? Wem anders als dem Geist, den sie in uns angefacht, dem Lichte, das sie uns mitgetheilt, den Mustern, die sie uns hinterlassen, haben wir unsre Verwandlung in gesittete Menschen, unsre bessere Verfassungen, unsre bessere Polizey, unsre Künste, unsern Geschmack, unsre Verfeinerung zu danken? Sind es nicht die Dichter, die Künstler, die Philosophen, die Ärzte, die Redner, die Staatsmänner, die Feldherren der Griechen und Römer, die uns seit mehr als zweyhundert Jahren die grössesten Männer in allen diesen Classen gebildet haben? (AA I, 21, 32)

Doch 1777 wandte sich Wieland in dem Aufsatz *Die Griechen hatten auch ihre Teniers und Osta-*

den gegen eine Idealisierung der antiken Kunst, und er führte aus, dass sie ebenso wie die Neueren Sujets aus dem Alltagsleben gestalteten:

es ist, seit Winckelmann den Ton bei uns angab, soviel von dem *schönen Ideal* der griechischen Kunst, und von dem *großen Gesetz der Schönheit*, welches sie in allen ihren Werken aufs heiligste beobachtet haben sollen, gesprochen und geschrieben worden: daß Viele daher einen allzueingeschränkten Begriff von dem *Umfang* der Malerei bei den Griechen fassen, und sich nicht vorstellen, daß schwerlich aus irgend einer neuern Malerschule [...] ein Meister von einigem Ruf hervorgegangen, der unter den Griechen nicht seinesgleichen gehabt hätte. Gleichwohl ist dies so gewiß (Wieland 1997, I, 39).

Im selben Jahr erklärte er in dem Aufsatz *Gedanken über die Ideale der Alten* (später unter dem Titel *Über die Ideale der griechischen Künstler*), der sich unmittelbar gegen Johann Kaspar Lavaters *Physiognomische Fragmente*, mittelbar aber auch gegen Winckelmann selbst richtete, »warum ich mir von den Idealen der Alten und ihren Ursachen einen andern Begriff mache« (AA I, 14, 125). Er betonte nachdrücklich, dass er einen »großen Begriff von den Vorzügen der *alten Griechen*« habe, und räumte ein: »Zu jener Zeit, als meine Einbildungskraft über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wohl selbst ein wenig über diesen Punkt«. Dann aber weist er auf das Fortschreiten seiner Erkenntnis hin und formuliert programmatisch: »warum soll' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verloren haben?« (SW 24, 151). Er kritisierte »die überspannte Meinung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen« (SW 24, 152) und bemerkte, dass »im Grunde alles das Große, was er [Winckelmann] von Polyklets [sic] als einem *erhabenen Dichter in seiner Kunst* sagt, bloß Hypothese ist« (SW 24, 190f.).

Dennoch blieb Winckelmann für Wieland ein Autor, von dem er sich »nicht ohne Schüchternheit« zu »entfernen« vermag (SW 24, 190), und noch 1779 schrieb er in der »Anmerkung des Herausgebers« zu einem Aufsatz Florentino Braccis, in der er nur dessen Kritik an antiquarischen Details, nicht aber dessen respektlosen Ton akzep-

tierte: »Ich habe kein Interesse, und kann keines haben, den Nachruhm eines Mannes verkleinern zu wollen, den, in so fern er ein Mann von eminentem Genie, und einer der besten Schriftsteller unsrer Nation war, niemand höher schätzt, als ich« (AA I, 22, 146f.). So ist der *Teutsche Merkur* – in dem der Herausgeber auch mehrere Beiträge von Johann Heinrich Merck und von Wilhelm Heinse veröffentlicht hat, in denen sehr differenziert auf Winckelmann Bezug genommen wird – ein Organ gewesen, in dem dessen Konzeption zwar kritisch hinterfragt, aber zugleich im öffentlichen Bewusstsein gehalten wird, das also keineswegs generell als »ein Zentrum der Opposition gegen Winckelmanns Lehre« (Hatfield 1943, 119) bezeichnet werden kann. Trotz aller Differenzierungen ist Wieland stets den »Alten« geneigt geblieben.

1773 begann der Autor mit der Arbeit an dem satirischen Gesellschaftsroman *Geschichte der Abderiten* (erschienen 1781; s. Kap. III.5.1.7.). Die Handlung spielt gegen Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. in der Stadt Abdera – einem in das antike Griechenland versetzten Schilda, in dem unschwer Zürcher, Biberacher und Erfurter Zustände zu erkennen sind. Der Borniertheit und Narrheit des abderitischen Spießbürgertums stellt Wieland als Kontrastfigur den weisen, vorurteilsfreien und kosmopolitischen »lachenden Philosophen« Demokrit und dessen gleichgesinnte Gäste Hippokrates und Euripides gegenüber. War im *Agathon* aus den 60er Jahren das Griechenland dieser Zeit noch (wenn auch mit Einschränkungen) leicht idealisiert, so ist es nunmehr, korrespondierend mit den neuen Zügen in Wielands Antikebild, vor allem Gegenstand grotesker Persiflage. Der Umgang mit den historischen Details ist dabei weiterhin recht frei.

Horaz und Lukian

In den 80er Jahren wandte sich Wieland einer weiteren literarischen Gattung zu: den Übersetzungen. Sie stehen – auch wenn er selbst sie nicht in die *Sämtlichen Werke* aufgenommen hat – in einem engen Zusammenhang mit seinem sonstigen Schaffen und sind ein gleichberechtigter Teil seines Gesamtwerkes. Wielands umfangreiche Einleitungen und Erläuterungen dienen nicht

nur der Erklärung der übersetzten Autoren, sondern sind zugleich Bekenntnisse zu ihrer Lebenshaltung, ja, eine Art mittelbarer Autobiographie, in der er eigene Probleme in die griechische und römische Vergangenheit transponierte. Den Beginn bildeten die *Episteln* und die *Satiren* des Horaz (1781/82 und 1786; s. Kap. III.8.2.). Die Sympathie mit diesem Dichter, die Wieland zeitlebens äußerte, beruhte auf einer gleichartigen Spannung zwischen Weltleben und Idylle, zwischen Urbanität und ländlicher Zurückgezogenheit, zwischen skeptischer Kulturkritik und Streben nach Harmonie. Beide Autoren sahen die Grazie als Inbegriff von Schönheit und Wahrheit. Bemerkenswert ist, dass Wieland von Horaz nur die in elegantem Plauderton gehaltenen Hexameterdichtungen übersetzte, nicht aber die Oden. Offensichtlich lag dem modernen Schriftsteller das offiziöse Pathos vieler politischer Gedichte nicht – bereits in *Musarion* hatte er den patriotischen Sänger der sogenannten Römeroden persifliert: »Schön, süß sogar – zum mindesten singet so / Ein Dichter, der zwar selbst bey dem ersten Anlaß floh – / Süß ist's, und ehrenvoll fürs Vaterland zu sterben« (SW 9, 7; vgl. Horaz, Carm. 2, 7, 9f. und 3, 2, 13). In seiner Distanz gegenüber Augustus (in geringerem Maße auch gegenüber Maecenas) unterschied sich Wieland sogar beträchtlich von Horaz. Dieser erscheint bei ihm manchmal eher als ein republikanischer denn als ein augusteischer Dichter – und die Ablehnung des Augustus ist nie wieder so scharf gewesen wie in den vorrevolutionären 80er Jahren.

Goethe hat in einem Brief an Karl Ludwig von Knebel vom 5. Mai 1782 Wielands Übersetzung der *Episteln* als eine vollkommene Synthese zwischen antikem und modernem Geist bezeichnet: »Wenn man sie laut in Gesellschaft liest, fühlt man, wie glücklich er mit dem einen Fuß auf dem alten Rom und mit dem andern in unsrem deutschen Reiche stehet, und sich angenehm hin und herschaukelt« (WA IV, 5, 320). In den Erläuterungen nimmt Wieland mehrfach auch auf griechische Persönlichkeiten und Verhältnisse Bezug. Namentlich Aristipp hat eine zentrale Stellung inne – und in einer Anmerkung zur Epistel 2, 1 greift Wieland im Hinblick auf die Menschlichkeit, Kunstfertigkeit und Anmut, auf die Heiter-

keit, Freiheit und Jugendlichkeit des griechischen Geistes sogar wieder die Diktion Winckelmanns auf (vgl. AA II, 4, 283f.).

Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre galt Wielands Beschäftigung mit der Antike v.a. dem satirischen Dichter Lukian (s. Kap. III.8.3.) – einem Autor, der im 18. Jahrhundert in hohem Ansehen stand und den Wieland ebenso wie Horaz zeit seines Lebens verehrte. Er fühlte sich dem griechischen Dichter geistesverwandt, schätzte an ihm die von ihm selbst angestrebte Verbindung von Grazie und Aufklärung, von Belehrung und Ironie, nutzte ihn als Stoffquelle und fühlte sich von ihm formal (durch die Kunst des Dialogs) angezogen. Insbesondere aber sah er Parallelen zwischen dem zweiten und dem 18. Jahrhundert, die er als Zeiten eines philosophischen und religiösen Umbruchs erkannte. Durch seine Übersetzung von 1788/89 hat er Lukian in Deutschland für einige Jahrzehnte zu einem populären Autor gemacht.

Auch in den *Göttergesprächen* (1789–1793; s. Kap. II.4.) knüpfte Wieland an Lukian an. Sie dienten ihm insbesondere zu einer kritischen und weitgehend vorurteilslosen Reflexion der Französischen Revolution. Gemäß seiner schon früh gewonnenen skeptisch-nüchternen Sicht auf politische Zustände distanzierte er sich sowohl von der absoluten Monarchie wie von einer diktatorischen Volksherrschaft – und zwar unter Bezugnahme auf antike Mythen: Er lässt Jupiter mit bemerkenswerter Ruhe das Schicksal des französischen Königs kommentieren und ein von Juno gewünschtes Eingreifen zu dessen Gunsten ablehnen (SW 25, 139–154) – und er nimmt selbstkritisch den Optimismus seines *Traumgesprächs mit Prometheus* aus dem Jahre 1770 zurück: »Prometheus müßte nur einen ganz neuen Lehm finden und daraus eine ganz neue Menschenart bilden« (SW 25, 204).

Auf Lukian geht schließlich der Roman *Die geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus* (1791; s. Kap. III.5.1.8.) zurück, in dem erste Erfahrungen der Revolution in differenzierter Art auf das Griechenland des zweiten Jahrhunderts n. Chr. übertragen werden. Hier steht der dem Autor wesensverwandte Spötter Lukian dem wandelbaren, vielgestaltigen Pilger gegenüber,

dessen Versuch, den Widerstreit von epikureischem Genießertum und christlicher Selbstgenügsamkeit, von zynischer Weltverachtung und schwärmerischem Streben nach Weltverbesserung zum Ausgleich zu bringen, zwar nicht diskreditiert wird, wohl aber sich als illusionär erweist.

Späte Romane und Übersetzungen

Auch der Brief- und Dialogroman *Agathodämon* (1799; s. Kap. III.5.1.9.) spielt in einer relativ späten Phase der Antike, am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr., und er reflektiert nochmals die komplizierte Situation der Aufklärung in der Zeit der Französischen Revolution. Der neupythagoreische Wanderlehrer Apollonius von Tyana, der sich von einem schwärmerischen Weltverbesserer zu einem praktischen Wohltäter entwickelt hat und von den Menschen wie ein höheres Wesen verehrt wird, strebt nach einer politisch-moralischen Erneuerung des Römischen Reiches und nimmt Verbindung mit der Sekte der ›Christianer‹ auf, warnt allerdings zugleich vor einer künftigen Institutionalisierung und Dogmatisierung des Christentums.

Mit dem unvollendet gebliebenen Briefroman *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen* (1801; s. Kap. III.5.1.10.) kehrte Wieland zum Ende des fünften und zum Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. zurück. Dieser Roman schildert, ebenso wie schon *Peregrinus Proteus* und *Agathodämon*, das antike Milieu konkreter als *Agathon* und *Abderiten*. Der kyrenaische Philosoph Aristipp war dem Autor von früh an vertraut und stand für ihn aufgrund seiner Lebenskunst in enger Verbindung mit Horaz, dessen Episteln auch die zwei Mottos des Romans entnommen sind (1, 17, 23f., und 1, 1, 19). Der Roman – der mannigfache Parallelen zwischen der Zeit um 400 v. Chr. und um 1800 zieht und dabei insbesondere die Erfahrungen der Französischen Revolution und die Entwicklung der deutschen Philosophie gegen Ende des 18. Jahrhunderts kritisch aufnimmt – grenzt sich ab von jeglicher Idealisierung Griechenlands: Der athenischen Demokratie werden Demagogie, Hegemoniestreben und besonders vehement die Hinrichtung des Sokrates vorgeworfen, und die klassizistische Kunst- und Schön-

heitsauffassung wird ironisch relativiert. Innerhalb des breit dargestellten Spektrums der auf Sokrates zurückgehenden philosophischen Richtungen wird dieser Philosoph selbst, und zwar ohne jede Heroisierung, als ein lebendiges Individuum vorgestellt; und während Platon – namentlich dessen gleichsam ›totalitäre‹ Staatstheorie – scharf abgelehnt wird, gelingt dem Aristipp im persönlichen Bereich ein glückliches, weil im Genuss maßvolles und wohlbedachtes Leben, zu dem auch die Beziehung zu der klugen und schönen Hetäre Lais gehört. Das individuelle Glück aber erweist sich als labil, die politischen Zustände und Lais selbst bewirken sein Ende, und der Roman bricht resignierend ab. Zwei späte Erzählungen – *Menander und Glycerion* (1804) und *Krates und Hipparchia* (1805) (s. Kap. III.5.2.2.) – variieren noch einmal die Thematik von maßvollem Lebensgenuss, harmonischer Liebe und unentrinnbarer Vergänglichkeit.

Seit der Mitte der 90er Jahre entfaltete Wieland – zumeist im Zusammenhang mit dem von ihm gegründeten *Attischen Museum* (s. Kap. III.7.2.) – noch einmal eine rege Übersetzungstätigkeit (s. Kap. III.8.). Zwischen 1794 und 1805 erschienen die *Acharner*, die *Wolken*, die *Ritter* und die *Vögel* des Aristophanes, 1796 der *Panegyrikos* des Isokrates, von 1799 bis 1802 die sokratischen Dialoge Xenophons, 1803 und 1805 der *Ion* und die *Helena* des Euripides, von 1808 bis 1812 schließlich Ciceros Briefe. Die Übersetzungen Xenophons knüpfen an Wielands frühe Rezeption dieses Schriftstellers an und zeugen von seiner bleibenden Verehrung für Sokrates; diejenigen des Euripides sind immanente Abgrenzungen von der Geringschätzung dieses Autors durch August Wilhelm Schlegel und von der Romantisierung der griechischen Tragödie in dessen *Ion*-Bearbeitung; in den Übersetzungen des Aristophanes klingen nochmals die Revolutionsthematik und die Kritik an dogmatischem Philosophieren nach. An Cicero schließlich beeindruckten Wieland ebenso wie an Horaz die *humanitas* und *urbanitas*, die Grazie, Heiterkeit und weltmännische Eleganz, die er selbst mit seinen Briefen und Prosaschriften anstrebte – und zugleich fühlte er sich im Alter infolge bitterer politischer und persönlicher Erfahrungen (Französische Revolution und

Napoleonische Kriege, Tod seiner Frau und Verlust seines Landgutes) dem scheiternden und resignierenden römischen Schriftsteller verbunden. Den Politiker Cicero hingegen und dessen gesellschaftliches Umfeld hat er kaum beachtet.

Zur historischen Einordnung von Wielands Antikerezeption

Das Altertum ist für Wieland sowohl ein wertvolles Bildungsgut als auch ein Spiegel der eigenen Zeit und der eigenen Persönlichkeit. Er beschwört eine Antike, die zahlreiche moderne Züge trägt und letztlich eine Kunstwelt repräsentiert. Zwar hat er sich von einer einseitigen Verehrung der Griechen in der Art des auf Winckelmann zurückgehenden ›klassischen‹ deutschen Antikebildes freigehalten und sich – wie er in einem Brief an Karl August Böttiger vom 10. Juli 1798 gestand – »im Chor der Filellenen« wie »Saul unter den Profeten« gefühlt (WBr 14.1, 315); ja, Böttiger überlieferte unter dem 4. Mai 1804 sogar die Worte: »Die Griechen seien am Ende doch ein wahres luftiges Lumpengesindel gewesen und konnten die Hochachtung nicht verdienen, die man ihnen grade jetzt zolle« (Böttiger 1998, 257). Doch gegenüber den Vertretern der nachfolgenden Generationen, die – wie Jean Paul – die griechische und römische Kultur als etwas Vergangenes ansahen, bestand er darauf, dass die Griechen »die schönste Blüte und das vollkommenste Urbild jugendlicher Menschheitsbildung« gewesen seien (Jean Pauls Persönlichkeit. Zeitgenössische Berichte. Gesammelt und hg. von Eduard Behrend. München/Leipzig 1913, 31f.).

Wieland bezeugt – ähnlich wie Lessing – die Vielschichtigkeit der Denkansätze in der Antikerezeption des 18. Jahrhunderts. Beide sind sogar wegen ihrer Differenzen zu Winckelmann in ihrer Eigenart über lange Zeit nicht adäquat gewürdigt worden. Hierzu trug auch bei, dass das Vermeiden von problematischen Momenten des ›neuen‹ Antikebildes mit einem gewissen Beharren auf traditionellen Zügen gepaart ist. So sind von Wieland gepflegte Gattungen wie die Verserzählung, das Epyllion, das Lehrgedicht oder das Singspiel aus dem späteren literarischen System verschwunden, und seine Romane behandeln, als

»Spiegel und Kritik der Aufklärung« (Jørgensen 1994, 120), zwar ausgesprochen moderne Fragen (das Verhältnis von Schwärmerei und Skepsis, von Enthusiasmus und Desillusionierung, von sinnlicher und geistiger Liebe) – doch sie spielen (wie viele Barockromane oder François Fénelons *Télémaque*) zumeist noch in der Antike und vermeiden das Gegenwartssujet, das im 18. Jahrhundert geradezu gattungskonstitutiv wurde. Weiterhin ist auffallend, dass in Wielands Antikebild für die ausgesprochen rebellische Komponente in der Dichtung des Sturm und Drang kein Raum war.

Hinzu kam, dass in der philosophiegeschichtlichen Tradition gerade der von Wieland abgelehnte Platon besondere Hochachtung genoss. Auch waren einige der von ihm übersetzten Autoren (Euripides, Cicero, Horaz) zwar im 18. Jahrhundert von zentraler Bedeutung, haben danach aber im deutschen Kulturbereich mehr oder weniger an Geltung verloren. Am deutlichsten ist dies bei Lukian, der im Zuge der Restaurationspolitik nach dem Wiener Kongress, der zunehmenden Distanzierung vom aufklärerischen Gedankengut, einer Ablehnung der Satire als literarischer Form sowie einer Annäherung zwischen Kirche und Altertumswissenschaft, in deren Rahmen man ihm eine antichristliche Haltung vorwarf, im Schul- und Wissenschaftsbetrieb bis weit ins 20. Jahrhundert hinein regelrecht marginalisiert wurde und den zudem als einen ›Semiten‹ das Aufkommen des Antisemitismus und als ›Voltaire der Antike‹ die antifranzösische Ausrichtung des deutschen Nationalismus traf. Mit den Aristophanes-Übersetzungen aber kündigte sich zwar die erstmalige umfassende Rezeption dieses politischen Dichters im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts an – doch sie standen zugleich im Schatten dieser Rezeption.

Schließlich vertrat Wieland das ›zielsprachenorientierte‹ Übersetzungsprinzip, das er selbst zwar aufs Vollkommenste beherrschte und dank dem er vollendete Nachdichtungen schuf, das aber bereits zu seiner Zeit vom ›ausgangssprachenorientierten‹ Prinzip abgelöst wurde, wie es Johann Heinrich Voß, Wilhelm von Humboldt und Friedrich Daniel Schleiermacher entwickelt haben. Symptomatisch sind zwei Urteile Goethes.

1813 hat er in seiner Rede *Zu brüderlichem Andenken Wielands* voller Anerkennung für den Verstorbenen ausgeführt:

Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. [...] Unser Freund [Wieland], der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor (WA I, 40, 329f.).

Bereits in dem Kapitel »Übersetzungen« aus den von 1816 bis 1818 entstandenen *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans* aber setzte Goethe die Akzente anders. Er unterschied hier drei Arten und zugleich Epochen von Übersetzungen: »Die erste« – heißt es – »macht uns in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt«, indem »sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationalen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht«. Bei ihm liege – wie in Luthers Bibelübersetzung – der Akzent auf der modernen Sprache, und die Übertragung sei dem zeitgenössischen Ton angepasst. Es folge eine zweite Epoche, die Goethe die ›parodistische‹ nennt, »wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen bemüht ist«. Beispielhaft hierfür ist ihm Wieland, der sich mit einem »eigenthümlichen Verstands- und Geschmacksinn [...] dem Alterthum, dem Auslande nur insofern annäherte, als er seine Convenienz dabei fand«. Der »höchste und letzte« Zeitraum aber – für den »der nie genug zu schätzende Voß« als charakteristisch angeführt wird – sei derjenige, »wo man die Übersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle«, wo »der Übersetzer [...] mehr oder weniger die Originalität seiner Nation« aufhebe (WA I, 7, 235–237). Damit war Wieland mit seinem Antikeverständnis bereits aus der Sicht Goethes eher zum Repräsentanten einer vergangenen Zeit geworden.

Literatur

Bantel, Otto: Wieland und die griechische Antike. Diss. Tübingen 1953. – Baumbach, Manuel: Lukian in Deutschland. Eine forschungs- und rezeptionsgeschichtliche Analyse vom Humanismus bis zur Gegenwart. München 2002. – Böhm, Hans: Die Traditionswahl der Antike und ihre gesellschaftliche Funktion im Werk des jungen Wieland. Diss. Halle a.d. Saale 1962 [Autorreferat in: *Das Altertum* 17 (1971), 237–244]. – Braunsperger, Gerhard: Aufklärung aus der Antike: Wielands Lukianrezeption in seinem Roman *Die geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus*. Frankfurt a.M. u.a. 1993. – Clark, William H.: Christoph Martin Wieland and the Legacy of Greece: Aspects of His Relation to Greek Culture. Diss. New York, Columbia University 1954 [Zusammenfassung: *DA* 14 (1953/54), 1219–1220]. – Ders.: Wieland and Winckelmann: Saul and the Prophet. In: *MLQ* 17 (1956), 1–16. – Ders.: Wieland *contra* Winckelmann? In: *GR* 34 (1959), 4–13. – Cölln 1998. – Curran, Jane V.: Wieland's Revival of Horace. In: *International Journal of the Classical Tradition* 3 (1996/97), 171–184. – Daubner, Frank: »Saul unter den Profeten« – Christoph Martin Wielands *Gedanken über die Ideale der Alten*. In: Veit Rosenberger (Hg.): »Die Ideale der Alten«. Antikerezeption um 1800. Stuttgart 2008, 29–52. – Emmel, Hildegard: Zur Gestalt von Wielands spätem Roman *Aristipp*. In: Schelle 1981, 109–116. – Erhart 1991. – Erxleben, Maria: Goethes Farce *Götter, Helden und Wieland*. In: Kunze 1986, 77–87. – Fuhrmann, Manfred: Nichts Neues unter der Sonne. Das Verdikt über Wieland und sein Bild der Antike. In: Ders.: Europas fremd gewordene Fundamente. Aktuelles zu Themen aus der Antike. Zürich 1995, 125–129. – Ders.: Von Wieland bis Voß. Wie verdeutscht man antike Autoren? In: *JFDH* 1987, 1–22. – Ders.: Wielands Horaz: ein philologischer Weg zu einer philosophischen Betrachtung des Lebens. In: Hans W. Schmidt/Peter Wülfing (Hg.): *Antikes Denken – Moderne Schule*. Heidelberg 1988, 193–210. – Funke, Hermann: Arno Schmidt: Wieland und die Antike. In: Kunze 1986, 23–30. – Hatfield, Henry Caraway: Winckelmann and His German Critics 1755–1781. A Prelude to the Classical Age. Morningside Heights, New York 1943. – Heinz, Andrea: Wielands Zeitschrift *Der Deutsche Merkur* als »Zentrum der Opposition gegen Winckelmann-Nachfolger«? In: Jürgen Dummer (Hg.): Johann Joachim Winckelmann. Seine Wirkung in Weimar und Jena. Stendal 2007, 111–126. – Henning, Hans: Wielands Verhältnis zur Antike, dargestellt nach seinen Briefen bis 1772. In: Kunze 1986, 7–22. – Hofmann, Michael: Ironische Arbeit am Mythos und kritische Selbstreflexion der Aufklärung. Christoph Martin Wielands *Comische Erzählungen* (1765). In: *JSG* 42 (1998), 23–41. – Jahn, Wolfgang: Zu Wielands spätem Romanen *Me-*

ander und Glycerion und *Krates und Hipparchia*. In: Schelle 1981, 322–327. – Jaumann, Herbert: Der deutsche Lukian. Kontinuitätsbruch und Dialogizität, am Beispiel von Wielands *Neuen Göttergesprächen* (1791). In: Harro Zimmermann (Hg.): *Der deutsche Roman der Spätaufklärung. Funktion und Wirklichkeit*. Heidelberg 1990, 61–90. – Jørgensen 1994. – Johné, Renate: Wieland und der antike Roman. In: Kunze 1986, 45–54. – Kreuz 2004. – Kunze, Max (Hg.): Christoph Martin Wieland und die Antike. Eine Aufsatzsammlung. Stendal 1986. – Ders.: »In Deiner Mine diese stille Größe und Seelenruh' zu sehn!« – Winckelmann bei Wieland. In: Kunze 1986, 65–75. – Kurth-Voigt, Lieselotte: C. M. Wielands Eudymion: Variationen eines antiken Mythos. In: *MLN* 97 (1982), 470–496. – Lefèvre, Eckard: Wielands Augustusbild. In: Karl Christ/Emilio Gabba (Hg.): *Römische Geschichte und Zeitgeschichte in der deutschen und italienischen Altertumswissenschaft während des 19. und 20. Jahrhunderts*. I: Caesar und Augustus. Como 1989, 71–87. – Manger 1991. – Martini, Fritz: Wieland: *Geschichte der Abderiten*. In: Schelle 1981, 152–188. – Monecke, Wolfgang: Wieland und Horaz. Köln/Graz 1964. – Reuter, Hans Heinrich: Die Philologie der Grazien. Wielands Selbstbildnis in seinen Kommentaren der Episteln und Satiren des Horaz. In: Schelle 1981, 251–306. – Riedel, Volker: Antikerezeption in der deutschen Literatur vom Renaissance-Humanismus bis zur Gegenwart. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar 2000. – Ders.: Ein »Grundschatz aller Kunst«: Goethe und die Vossische Homer-Übersetzung. In: *International Journal of the Classical Tradition* 8 (2001/2002), 522–563. – Sahmland 1990. – Schelle 1981. – Sengle 1949. – Staiger, Emil: Wielands *Musarion*. In: Schelle 1981, 93–108. – Tismar, Jens: Herakles als Leitfigur bei Wieland, Goethe und Hölderlin. In: *TK* 13 (1985), 37–48. – Werner, Jürgen: »Können Sie mir auf die Spur verhelfen, wer zuerst den Diogenes einen rasenden Sokrates genannt habe?« In: Herbert Kessler (Hg.): *Das Lächeln des Sokrates. Sokrates-Studien IV*. Kusterdingen 1999, 217–245. – Wieland, Christoph Martin: Von der Freiheit der Literatur. Kritische Schriften und Publizistik. Hg. und kommentiert von Wolfgang Albrecht. Frankfurt a.M./Leipzig 1997. – Wipperfurth 1995. – Wirth, Gerhard: Wieland und Cicero. In: *Helikon* 15/16 (1975/76), 9–70. – Volker Riedel